

Zur Erklärung
von
Schillers Gedichten

„Das Ideal und das Leben“
und
„Würde der Frauen“

von
Emil Grosse.



Beilage zum XIV. Jahresbericht über das Königliche Wilhelms-Gymnasium zu Königsberg, Pr., 1889.

Königsberg, Pr.
Hartung'sche Buchdruckerei.

1889.

1889. Progr. Nr. 8.

920
25
(1889)

662,146





Zur Erklärung

Schillers Gedichte

Das Ideal und das Leben

Würde der Frauen

Karl Rosen



Zur Erklärung von Schillers Gedichten „das Ideal und das Leben“ und „Würde der Frauen“.

Von Emil Grosse.

I. Das Ideal und das Leben.

Der Brief Schillers, mit welchem er das Ideal und das Leben, damals noch das Reich der Schatten überschrieben, an Wilhelm von Humboldt sandte, ist nebst dessen Antwort besonders geeignet, uns in die richtige Stimmung zur Erfassung des Gedichtes zu setzen. Diese Briefe stehen daher in der bei Weidmann in Berlin vor drei Jahren erschienenen Erklärung desselben an erster Stelle. Ausserdem schickte ich der Angabe seines Inhalts und der Zergliederung seines Baues sowie den Bemerkungen im einzelnen eine Erörterung über das Gedicht voraus, durch welche, nachdem Schillers und Humboldts Worte die Stimmung bereitet hatten, der richtige Gesichtspunkt für das Verständnis gewonnen werden sollte. Dabei kam mir wieder ein Brief Schillers zu statten, an Körner vom 8. September 1795, in welchem er die Hauptidee dieses poetischen Hauptwerkes, wie es der Freund genannt, selbst ausspricht:

„Der Begriff des uninteressierten Interesses am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjekte des Schönen [d. i. sowohl im Hervorbringenden als Geniessenden] und dergl. leiten und herrschen durch das Ganze.“

Damit man diese Hauptidee nach des Dichters eigener Weisung streng festhalte, sich von ihr, die überall leitet und herrscht, auch überall leiten und beherrschen lasse, an keiner Stelle von ihr abirre, selbst dann nicht, wenn Ausdrücke einzelner Stellen scheinbar Anlass geben, — zu diesem Zwecke schrieb und citierte ich alles, was in dem Abschnitte über das Gedicht steht.

Es hat Billigung gefunden, dass jene Forderung so stark betont und ausführlich erörtert worden ist, weil bei diesem Gedichte Schillers die unerlässlichste Bedingung für jeden, der es verstehen, und die nächste aller Pflichten für den, der es richtig beurteilen will, so oft wie bei keinem anderen ausser acht gelassen ist, die Idee, welche durch das Ganze herrscht, in der Erklärung diese gebührende Herrschaft und Leitung nicht ungeschmälert behalten hat.

Man stimmt zu, dass das Gedicht nach Überschrift (Ideal), nach Zusammenhang und Aufbau (vierfacher Gegensatz desselben gegen das Leben), nach dem die Hauptidee noch einmal zusammenfassenden und in einem Bilde veranschaulichenden Abschlusse, ganz abgesehen von Schillers eigener Erklärung, nur das Reich des Schönen, Wesen und Wirkung der Kunst, zum Gegenstande habe; dass sie uns aller Unruhe und Sorge des Lebens, allen Lasten und Schwierigkeiten, jeder Pein des Gewissens, jedem Schmerze des Körpers entrückt; dass wir in ihrem Genusse uns selbst vollständig vergessen, unsere Seele von jedem Drucke, jeder bedringenden menschlichen Bedürftigkeit und Armseligkeit loskommt.

Trotz dieser ausdrücklichen Zustimmung sind aber doch noch Bedenken gegen die 11. Strophe erhoben. Es ist mir also nicht gelungen, alle Zweifel zu beseitigen. Ich versuche es daher von neuem und hoffe durch nachfolgende Betrachtung zugleich den Mangel zu ergänzen, welchen Bliedner in den pädagogischen Studien 1887 Heft 2, S. 95 f. hervorgehoben hat: es fehle die Antwort auf die unwillkürlich jedem aufsteigende Frage, was das für ein Wille sei, welcher die Gottheit in sich aufnehme und doch nicht zur That werde; wenn auf das Wollen nicht die That folge, so sei es „gewöhnlich kein Wollen gewesen!“ —

Die Wirkung des Schönen in der Kunst prüfe man an der Wirkung des Schönen in der Natur.

Näher kann nichts liegen, und diese Wirkung kennt jeder. Ich hätte mich gleich auf sie berufen sollen. Zwar ist S. 47 gesagt, durch die Schönheit der Natur sei Wesen und Wirkung des Schönen überhaupt am leichtesten zu verstehen; aber nur ersteres, das Wesen der Kunst, Offenbarung des Übersinnlichen im Sinnlichen, nicht auch das zweite, ihre Wirkung, dadurch zu verdeutlichen ist dort versucht. Dies hole ich jetzt nach, möchte aber nicht S. 47 erweitern, sondern den Gedanken lieber mit S. 24 verbinden, denn er gehört in die Erörterung über das Gedicht, nicht unter die Einzelbemerkungen, ebenso wie das meiste von S. 63—66, wo die Wiederaufnahme der Sache nur durch ihre scheinbare Schwierigkeit zu rechtfertigen ist. Also es handelt sich abermals um die elfte Strophe:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

1.

Die Kunst übt eine erquickende, alle Kräfte der Seele stärkende und verjüngende Wirkung aus, befreit uns, so oft und so lange wir ihren Zauber erfahren, von aller Sorge und allem Leid, erhebt zum Göttlichen.

Ob dem Schönen diese Kraft innewohnt, kann am ehesten aus dem Eindruck erschen werden, den das Schöne in der Natur auf uns macht. Wer hat im Anblick ihrer Herrlichkeit es noch nicht nachempfunden:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält! (Goethe, Auf dem See)

oder, wenn der Mond Busch und Thal still mit Nebelglanz füllt, nicht gleiches wie der Dichter erfahren?

Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz. (Goethe, An den Mond)

Wer einen Frühlingsmorgen mit ganzem Herzen genießt wie Werther, dessen Seele nimmt die nämliche wunderbare Heiterkeit ein, der „fühlt die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält.“¹⁾

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!
Dass ich dich fassen möcht'
In diesem Arm!

Hinauf! hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenen Liebe.
Mir! mir!
In euerm Schosse
Aufwärts!
Umfangend umfängen!
Aufwärts an deinen Busen,
Allliebender Vater!

(Goethe, Ganymed)

Noch die Erinnerung sogar macht Werthern wohl und hält seine Seele über sich selbst, die Erinnerung jener Stunden, wo das volle, warme Gefühl seines Herzens an der lebendigen Natur ihn mit so vieler Wonne überströmte und rings umher die Welt zu einem Paradiese schuf, wo er in der überfließenden Fülle seines Herzens sich wie vergöttert fühlte, wo er spürte, wie der Geist des Ewigschaffenden weht und sich jedes Staubes freut, der ihn vernimmt und lebt.²⁾ „Es liegen,“ sagte Goethe einst zu Eckermann,³⁾ „es liegen produktiv machende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen solche Kräfte im Wasser und ganz besonders in der Atmosphäre. Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören, es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluss ausübte.“

Dass im Frühling, wenn die Natur erwacht, sich neu belebt, ihre Erscheinungen besonders mächtig zu Herzen dringen, ist erklärlich. „Die ewige Regel“, das Gesetz, welches der Schöpfer ihr gab, wird durch die erneute Gestaltung „in immer veränderter Schöne“ dann am leichtesten wahrgenommen; die Offenbarung von Übersinnlichem in Sinnlichem ist da so zu sagen handgreiflich, wie in einem Kunstwerke; man sieht das Walten des Unsichtbaren leibhaftig. „Siehst du ihn nicht?“ fragt Mahomet die Halima. „An jeder stillen Quelle, unter jedem blühenden Baume begegnete er mir in der Wärme seiner Liebe. Wie dank' ich ihm, er hat meine Brust geöffnet, die harte Hülle meines Herzens weggenommen, dass ich sein Nahen empfinden kann.“⁴⁾ An jedem Orte, zu jeder andern Zeit auch als im Frühling können wir diese Nähe empfinden, von Gottes Walten in der Natur ähnlich tief ergriffen, von seinem Dasein durch ihre Werke so gewiss überzeugt werden, wie wir es von unserem eigenen sind.

Du fühlst, was du bist, ist er in dir, nicht du,
Und strömst in dem Gefühl dich deinem Urquell zu.⁵⁾

1) Goethe, Werthers Leiden. Am 10. Mai.

2) Ebenda. Am 18. August.

3) Am 11. März 1828. III S. 164.

4) Goethes Fragment Mahomet. Der junge Goethe II 29.

5) Rückert, Weisheit des Brahmanen. Elfte Stufe 6. Ges. Werke VIII S. 544.

Über diese Gewissheit von Gottes Dasein durch die Schönheit der Natur hat uns Cicero de natura deorum II 37¹⁾ einen besonders schönen Ausspruch des Aristoteles aus einer verlorenen Schrift desselben aufbehalten: „Wenn es Wesen gäbe, die in den Tiefen der Erde immerfort in Wohnungen lebten, welche mit Statuen und Gemälden und allem dem verziert wären, was die für glücklich Gehaltenen in reicher Fülle besitzen; wenn dann diese Wesen Kunde erhielten von dem Walten und der Macht der Götter und durch die geöffneten Erdspalten aus jenen verborgenen Sitzen herausträten an die Orte, die wir bewohnen; wenn sie urplötzlich Erde und Meer und das Himmelsgewölbe erblickten, den Umfang der Wolken und die Kraft der Winde erkannten, die Sonne bewunderten in ihrer Grösse, Schönheit und lichtausströmenden Wirkung; wenn sie endlich, sobald die einbrechende Nacht die Erde in Finsternis hüllt, den Sternenhimmel, den lichtwechselnden Mond, den Auf- und Untergang der Gestirne und ihren von Ewigkeit her geordneten unveränderlichen Lauf erblickten: so würden sie wahrlich aussprechen, es gebe Götter und so grosse Dinge seien ihr Werk.“ So hat Humboldt die Stelle im Kosmos II S. 10 übersetzt.

Ebenda begegnen wir auch einer Schilderung Humboldts selbst von dem Eindruck der Natur, die ich nicht unangeführt lassen möchte, denn auch nach dieser entspricht der Eindruck völlig dem der Kunst, und unser Vorhaben, letztere durch den Vergleich mit der Natur in ihrer Wirkung uns klarer zu machen, kann dadurch nur gefördert werden. Humboldt, der im Eingange des Kosmos die Natur wegen ihrer befreienden Wirkung, ganz wie Schiller die Kunst, das Reich der Freiheit nannte, während sie doch in Wahrheit das Reich der Notwendigkeit ist, und darauf hinwies, dass wir den so tief bedeutsamen Ausdruck „ins Freie treten“ in unserer Sprache haben, schildert diese Wirkung in vollster Übereinstimmung mit Goethes herrlichen, oben angeführten Worten so (S. 5): „In solchen Anregungen (welche der Anblick der Natur gewährt) ruht eine geheimnisvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüt, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist. Was ihnen ernstes und feierliches beiwohnt, entspringt aus dem fast bewusstlosen Gefühle höherer Ordnung und innerer Gesetzmässigkeit der Natur; aus dem Eindruck ewig wiederkehrender Gebilde, wo im Besondersten des Organismus das Allgemeine sich spiegelt.“

Passenderes, denke ich, kann nicht beigebracht werden: dieselbe Wirkung und aus demselben Grunde wie in der Kunst! Und das ist auch ihr Wesen, im Besonderen spiegelt sich das Allgemeine!

1) Si essent qui sub terra semper habitavissent bonis et illustribus domiciliis, quae essent ornata signis atque picturis instructaque rebus iis omnibus, quibus abundant ii, qui beati putantur, nec tamen exissent unquam supra terram, accepissent autem fama et auditione, esse quoddam numen et vim deorum; deinde aliquo tempore patefactis terrae faucibus ex illis abditis sedibus evadere in haec loca, quae nos incolimus, atque exire potuissent; quum repente terram et maria caelumque vidissent, nubium magnitudinem ventorumque vim cognovissent aspexissentque solem eiusque quum magnitudinem pulchritudinemque, tum etiam efficientiam cognovissent, quod is diem efficeret toto caelo luce diffusa; quum autem terras nox opacasset, tum caelum totum cernerent astris distinctum et ornatum lunaeque luminum varietatem tum crescentis tum senescentis eorumque omnium ortus et occasus atque in omni aeternitate ratos immutabilisque cursus: haec quum viderent, profecto et esse deos et haec tanta opera deorum esse arbitrantur.

Aber so sehr alle diese klassischen Aussprüche und Zeugnisse mit unserer Empfindung übereinstimmen und uns überzeugen mögen: von der Aufnahme der Gottheit in den Willen, worauf es uns doch für die elfte Strophe und V. 135 f. vor allem ankommen muss, steht dem Worte nach nichts darin. Dem Sinne nach ergiebt sie sich zwar; denn, wer des Höchsten Nähe so empfindet, wie in dieser Erhebung, der will, so lange sie ihn dahinträgt über allem Irdischen und Gemeinen, gewiss nichts anders als der Gott, den er fühlt; er ist eins mit ihm, schmilzt hin in die grosse Harmonie, kein Eigensinn, kein Eigenwille dauert.

Indes wir brauchen uns nicht mit diesem Schlusse und eigener Erfahrung zu begnügen. Goethe hat auch diesem öfters Ausdruck verliehen. Das Buch des Parsen im west-östlichen Divan beginnt mit dem Vermächtnis altpersischen Glaubens. Darin steht:

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
 [den König um Gold und Edelsteine]
 Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
 Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln
 Darnawends unzähl'gen Gipfelhügeln
 Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte
 Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
 Tausendmal, in so viel Lebenstagen,
 Mich mit ihr, der kommenden, getragen,
 Gott auf seinem Throne zu erkennen,
 Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
 Jenes hohen Anblicks wert zu handeln
 Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

Das erhabene Schauspiel der Natur stimmt uns also nach Goethe so, dass wir, von Gottes Dasein und Wesen durchdrungen, des hohen Anblicks wert und der Überzeugung, dass wir nur zum Edelsten bestimmt sein können, entsprechend handeln **wollen**, jeder Widerstand gegen das, was wir gemäss der hohen Bestimmung sollen, in uns schwindet. Das ist genau dasjenige, was die elfte Strophe von „Ideal und Leben“ besagt.

An der grossartigsten Stelle bei Goethe ist der Ausdruck für die nämliche Sache noch stärker als bei Schiller. Als Faust durch die göttliche Gnade, deren Walten in den Elfen verkörpert ist,¹⁾ vom erlebten Graus im Inneren gereinigt, im Tau aus Lethes Flut gebadet ist,

1) Dass ich diese Idee der göttlichen Gnade nicht willkürlich hineinlege, beweist ausser dieser Verkörperung derselben im Anfange des zweiten Teils der Schluss desselben gleich unwiderleglich. Goethe selbst machte Eckermann (6. Juni 1831, II S. 236) auf die Verse desselben aufmerksam:

„Gerettet ist das edle Glied
 Der Geisterwelt vom Bösen,
 Wer immer strebend sich bemüht,
 Den können wir erlösen.
 Und hat an ihm die Liebe gar
 Von oben teilgenommen,
 Begegnet ihm die selige Schar
 Mit herzlichem Willkommen“

und sagte: In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloss

erwacht er. Des Lebens Pulse schlagen frisch, lebendig; die Erde atmet neu erquickt zu seinen Füßen und beginnt mit Lust ihn zu umgeben.

Sie regt und rührt ein kräftiges Beschliessen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben.

Ein Paradies wird um ihn her die Runde, und im Paradiese fühlt er sich auch innerlich, in unmittelbarer Nähe Gottes, „es ist, als ob der Geist Gottes ihn unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluss ausübte“ (wie Goethe oben zu Eckermann sagte), er beschliesst, zum Höchsten immerfort zu streben. Soweit geht hier die Wirkung! Von dem Herrlichen, was Faust sieht und empfindet, wird sein Wille so angeregt, dass er bis zum Beschluss kommt. Ähnlich dringt die Freude an der Natur „bis ins Herz“ in Klopstocks Ode, der Zürchersee, und „weckt jeden Gedanken zu Entschliessungen“, die der Schwelger¹⁾ „verkennt“, „lehret verachten, was nicht würdig des Weisen ist“.

Mit dem „kräftigen Beschliessen“ Fausts, mit diesen „Entschliessungen“ jener Jünglinge, auf welche die Freude in schöner Natur „volles Masses“ herabkam,

Göttin Freude, du selbst! Dich, wir empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoss!

Süss ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen giesst.
Ach, du machst das Gefühl siegend! —

mit diesen Entschliessungen, sage ich, stimmt jedermann überein, aber an dem weniger starken Ausdruck Schillers für die völlig gleiche Wirkung des Schönen der Kunst (wenn ihr durch ihre herrlichen Schöpfungen des Höchsten in euch gewiss werdet, euch in Gottes Nähe fühlt, so schwindet alle Furcht vor ihm und jeder Widerstand gegen ihn in euch, ihr wollt, nichts anderes, als er will), an dieser Aufnahme der Gottheit in den Willen nimmt man Anstoss und findet Unklarheit, weil man sich dabei der 10. (13.) Strophe gegenüber zu der Frage berechtigt glaubt: was das für ein Wille sei, der nicht zur That werde; „wenn auf das Wollen nicht die That folge, so sei es gewöhnlich kein Wollen gewesen.“ Als ob die That so leicht und wie von selbst aus dem Vorsatz sich ergebe, als ob die Erfahrung des Apostels (Röm. 7,18): „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht“, sich nicht täglich bei einem jeden von uns wiederholte?!

Der Wille lockt die Thaten nicht herbei.
Der Mut stellt sich die Wege kürzer vor. (Goethe, Tasso II 3)

durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.“ Wann werden solche Äusserungen Goethes bekannt genug werden, damit die so irrige und ungerechte Meinung von seiner „vornehmen Selbstgerechtigkeit“ verschwinde?

1) „Säufer“ dort genannt. Der Ausdruck verletzt uns und beeinträchtigt dadurch die Wirkung des Gedichts. Man muss aber bedenken, dass das Wort in jener Zeit (1750) nicht den Klang von heute hatte. Lessing konnte sogar seine Recha von ihrem Vater sagen lassen, er ist versoffen.

Aber ganz abgesehen davon; wenn, wie ausdrücklich zugegeben ist, in dem Gedichte nur von der Wirkung der Kunst die Rede ist, der Kunst, welche es lediglich mit der Empfindung zu thun hat, nur „das Gefühl siegend macht“, gleich dem Lenze, wie es in Klopstocks Ode hiess, so kann doch füglich hier auch nur von einem Willen die Rede sein, welcher von der Empfindung, von dem Gefühl angeregt und für das Gute gewonnen wird. Dazu zwingt doch mit aller Notwendigkeit jene Voraussetzung, darum wird ja eben darauf gedrungen, dass man sich diese beständig gegenwärtig halte.

„Der ästhetische Sinn regiert den Willen bloss durch Gefühle, nicht durch Gesetze.“¹⁾ Freilich führt auch dieser Wille oft genug zur That, aber die Entscheidung des Willens — *προαίρεσις* nennt es Aristoteles²⁾ — zur sittlichen That kommt nicht zu stande, ohne dass man sich an die Vernunft, an das Gewissen wendet, zu erkennen sucht, was in diesem Falle das Richtige, und was zu thun man verpflichtet ist. Nur Erkenntnis, Bewusstsein unserer Pflicht und die Kraft der Selbstüberwindung vermögen im entscheidenden Augenblick, wo das Böse zu meiden, das Gute zu wählen ist, den Ausschlag zu geben. Nicht einmal die richtige Erkenntnis und Einsicht, geschweige denn das richtige Gefühl, welches die Kunst wirkt, übt, stärkt, erzieht, sind allein dazu imstande.

Und wenn man richtig fühlt und weise spricht,
So fehlt noch viel, dass man gemessen handelt!

(Goethe, die natürliche Tochter II 1)

Nur wenn die „schöne Seele“ zur erhabenen wird, zur erhabenen werden kann, wenn nichts mehr vor dem Richterstuhl der Sinnlichkeit und Neigung abzuthun ist, sondern das Gewissen erkennen muss, handelt sie sittlich. Wer fühlte je reiner und richtiger, als Iphigenie? Doch nur, weil sie die Kraft in ihrer Seele Tiefen fand, sich für die Wahrheit selbst zu verleugnen, wird ihre That das, was sie ist. Und wie viel Selbstüberwindung hat sie, aus Tantalus Geschlecht, deren Ahnen der Gott Rat, Mässigung und Weisheit und Geduld verbarg, sich abgewinnen müssen, ehe sie ward, wie wir sie zuerst sehen, nicht rechtend mit den Göttern!

Neben Iphigenie Humanus. Ihn, der

— des Vaters strenges Wort verehrte
Und willig war, wenn jener rauh und scharf
Der Jugend freie Zeit mit Dienst beschwerte,

der sich diesem Dienste mit Freude unterwarf, dem Mühe stets nur Fröhlichkeit zu geben schien, den fremder Wille immer mit sich zog, wie Iphigenie folgsam immer ihre Seele am schönsten frei fühlte: wer wollte ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten? Aber nicht dies, dass sein Herz ihn lehrte, darf man seine Tugend nennen: zum Heiligen und Weisen ward er nur, weil sein Geist, wie der Iphigeniens, im innern Sturm und äussern Streite vernahm ein schwer verstanden Wort:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.³⁾

1) Schiller XV 562 ed. Hempel.

2) Vergleiche dazu die Erörterung in H. Baumgarts Handbuch der Poetik, S. 145.

3) Goethe, die Geheimnisse, V. 191 ff., vergl. V. 177 ff. u. 193 ff.

2.

„Keine Kunst vermag auf Moralität zu wirken, und immer ist es falsch, wenn man solche Leistungen von ihnen (den Künsten) verlangt. Philosophie und Religion vermögen dies allein,“ sagt Goethe.¹⁾

Sind aber moralische Resultate nicht Sache der Kunst, so ist sie darum keineswegs nur „ein gefälliger Wahn des Augenblicks, der beim Erwachen verschwindet“ und „hat es nicht bloss auf ein vorübergehendes Spiel [immer aber ein Spiel!] abgesehen“, wie es in Schillers Abhandlung über den Gebrauch des Chors heisst, die ich als des Dichters letztes Wort über Ästhetik in der Erklärung unseres Gedichtes S. 28 ff. hätte verwerten sollen. Vielmehr erweckt, übt und bildet die Kunst, wie es dort weiter heisst, eine „Kraft in dem Menschen aus, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln²⁾ und das Materielle durch Ideen zu beherrschen.“ Durch diese Kraft will die Kunst den Menschen „wirklich und in der That frei machen“ von allem Materiellen. Sonst wäre sie ja ganz ohne bleibende Wirkung, „änderte nichts an dem Menschen“, er bliebe „der Raub der ganzen drückenden Enge“ der wirklichen Welt, „in seinem Gemüte würde nichts erbaut und begründet.“

Ähnlich hatte Schiller in der Abhandlung über das Pathetische gesagt: „Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder raten, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu jeder That ihn rufen und zu allem, was er sein soll, mit Stärke ausrüsten.“ Diese Kraft wird durch die Kunst, durch die Versenkung in ihre Werke in uns gestärkt; dies ist das Resultat, durchaus kein moralisches, keine sittliche Freiheit. Nur begünstigt und erleichtert wird durch diesen Einfluss die Moralität, aber nie etwas Moralisches erzeugt.

Im 21. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen war gesagt: Die Schönheit giebt schlechterdings kein einzelnes Resultat, weder für den Verstand, noch für den Willen; sie führt keinen einzelnen, weder intellektuellen noch moralischen Zweck aus; es wird den Menschen durch sie nur die Möglichkeit, „die Freiheit, zu sein, was er sein soll, vollkommen zurückgegeben.“³⁾

Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück. (Die Künstler)

Im 23. Briefe kam Schiller darauf zurück: „Es ist ausdrücklich bewiesen worden, dass die Schönheit kein Resultat, weder für den Verstand noch den Willen gebe, dass sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschliessens mische, dass sie zu beiden bloss das Vermögen erteile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens nichts bestimme.“⁴⁾ Kann noch ein Zweifel bestehen, welcher Wille hier und im „Ideal und Leben“ und überall, wo von der Wirkung der Kunst, dem ästhetischen Zustande, dem Einfluss des Geschmacks die Rede ist, gemeint sein muss?

1) Nachlese zu Aristoteles Poetik. 29, S. 492 ed. Hempel.

2) D. h. als schufen wir sie uns selbst, wie der Künstler in der That der Schöpfer einer zweiten Welt in der Welt ist, er für uns und wir mit ihm und durch ihn.

3) XV 410. 4) XV 415 f.

Potenzieller Wille, nicht aktueller! *Δύναμις*, nicht *ἐντελέχεια*.

Unser Gemüt erhält „eine für die Tugend zweckmässige Stimmung“, alle Neigungen, die sie hindern, werden entfernt (V. 135!) und „diejenigen erweckt, die ihr günstig sind.“¹⁾ Der ästhetische Zustand ist ein Zustand der Bestimmbarkeit, während derjenige vernünftiger Bestimmung der logische und der moralische ist;²⁾ es ist der fruchtbarste in Rücksicht auf Erkenntnis und Moralität;³⁾ wir entledigen uns in demselben der Macht der Natur, während wir diese im moralischen Zustande beherrschen;⁴⁾ in jenem fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen (V. 49) und unsere Menschheit äussert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äusserer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren;⁵⁾ das Gefühl eines unendlichen Vermögens haben wir in demselben, unser Gemüt wird in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte völlig frei von jedem Zwange und empfindet dadurch den höchsten Genuss;⁶⁾ alle Kämpfe lösen sich in uns, alle unsere Neigungen einen sich willig mit allem, was wir sollen, mit dem Gesetz;⁷⁾ das Notwendige und Ewige wird zu einem Gegenstande unserer Triebe.⁸⁾

Je häufiger wir uns zu dieser Freiheit des Gemütes, in welche ein echtes Kunstwerk uns versetzen kann, erheben; je mehr diese Stimmung uns eigen wird, um so williger werden wir zur Tugend, um so mehr Raum wird ihr geschafft, um so leichter wird der potenzielle (*δύναμις*) Wille zum aktuellen (*ἐντελεχεία*). Je reiner und richtiger wir empfinden, um so grösser wird die Möglichkeit gut zu handeln. Je edler wir begehren, um so seltener haben wir nötig erhaben zu wollen,⁹⁾ d. h. gegen unsere Triebe das Rechte zu wählen und zu thun. Das ist das, was durch die Kunst in uns „erbaut und begründet wird.“

„Hilfleistende Triebe“ nannte Kant in seinen Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (1764), in denen noch kein Gegensatz zu Schiller vorhanden ist, sondern viel Übereinstimmendes (s. auch die Würde der Frauen) steht, diese Gefühle, „hilfleistende Triebe“, welche „die Vorsehung in Ansehung der Schwäche der menschlichen Natur und der geringen Macht, welche das allgemeine moralische Gefühl über die Herzen ausüben würde, als Supplemente der Tugend in uns gelegt, die, indem sie einige auch ohne Grundsätze zu schönen Handlungen bewegen, zugleich anderen, die durch diese letzteren registriert werden, einen grösseren Stoss und einen stärkeren Antrieb dazu geben können.“¹⁰⁾

Mit Claudius schliesse ich diese Erörterung, um den treffenden Aussprüchen Schillers, die ich verwertet habe, den naivsten und daher besonders anziehenden und überzeugenden

1) XV 562. 2) XV 401. 408. 3) XV 411. 4) XV 419. 5) XV 411 f. 6) Über den Gebrauch des Chors, Absatz 4. Und Baumgart, Handbuch der Poetik 149 ff. 7) Vergl. XV 527.8) XV 370. 9) XV 419.

10) Kants Ges. Werke v. Hartenstein, II, S. 239 f. Dort und S. 252, 255 ist auch als „gutes Herz“ und „schöne Tugend“ geschildert, was Schiller eine „schöne Seele“ nannte. „Man nennt ein Gemüt, in welchem die Empfindungen (des Mitleides und der Gefälligkeit, als Gründe zu schönen Handlungen) regieren, ein gutes Herz und den Menschen von solcher Art gutherzig... Diese adoptierten Tugenden (Gegensatz: echte Tugend, welche nicht auf Empfindungen, sondern auf Grundsätzen beruht,) haben gleichwohl mit den wahren Tugenden grosse Ähnlichkeit, indem sie das Gefühl einer unmittelbaren Lust an gütigen und wohlwollenden Handlungen enthalten. Der Gutherzige wird ohne weitere Absicht aus unmittelbarer Gefälligkeit friedsam und höflich mit euch umgehen und aufrichtiges Beileid bei der Not eines anderen empfinden... Zur Schönheit aller Handlungen gehört vornehmlich, dass sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden“ (252). 255 s. bei Würde der Frauen.

Ausdruck der nämlichen Sache und Ansicht zur Seite zu stellen. Fritz ist zum erstenmale im „Musikhaus“ (Theater) gewesen, hat Lessings Minna von Barnhelm gesehen und berichtet seinem Vater am Schlusse seines ersten Briefes:¹⁾ „Mir war den ganzen Abend das Herz so gross und so warm — ich hatte einen so heissen Durst nach edlen Thaten — ja, ich glaube wahrhaftig, wenn man solche Leute oft sähe, man könnte endlich selbst rechtschaffen und grossmütig mit ihnen werden.“

3.

Hat man sich so die Wirkung der Kunst klar gemacht und die angeführten Aussprüche Schillers kennen gelernt, so wird man es kaum glaublich finden, dass lange Streit darüber herrschte, ob Schiller moralische Kultur über ästhetische oder ästhetische über oder neben moralische gestellt hat. Doch ist dem so. Erst Überweg hat volle Klarheit in die Sache gebracht. Seine Lösung des angeblichen Rätsels ist schlagend und kann nicht wieder angefochten werden. Veröffentlicht wurde sie vor Jahren in O. Schades wissenschaftlichen Monatsblättern aus der durch Karl Lehrs' Erinnerung der Vergessenheit entrissenen Handschrift von Überwegs Werk über Schiller als Historiker und Philosoph.

Bekannt genug ist sie auch jetzt, nach der Herausgabe jenes Werkes durch Moritz Brasch, Leipzig, Reissner, 1884, noch keineswegs. In der neuesten mir bekannt gewordenen Abhandlung über den Gegenstand, Schillers Ethik in ihrem Verhältnis zur Kantischen von Dr. Georg Geil, Programm der Realschule bei St. Johann zu Strassburg in Els. 1888, Pr. 499, ist Überweg nicht berücksichtigt. Die sehr empfehlenswerte Schrift kommt aber zu ganz ähnlichem Resultat wie er. Überwegs Lösung ist diese, S. 247 f.: „Schiller hat stets die Kraft, erhaben zu wollen, über die bloss ästhetische Bildung, die Verbindung dieser Kraft mit der ästhetischen aber über die bloss moralische Kraft gesetzt. Das „Nötig haben, erhaben zu wollen“, ist ein Mangel an Bildung, wenigstens in allen den Fällen, in welchen die Harmonie dem Menschen überhaupt erreichbar ist; absolute Harmonie ist ein unerreichbares Ideal, da der Mensch die Verletzung unabweisbarer Bedürfnisse seiner sinnlichen Natur, wo sie im sittlichen Interesse nötig wird, zwar mit sittlicher Kraft wollen, aber nur mit Schmerz empfinden kann. In allen den Fällen, wo die Harmonie erreichbar ist, sie wirklich erreicht zu haben, ist das Höchste und Grösste; dies leistet die ästhetische Bildung im Verein mit der moralischen Kraft. Die auf blosser Geschmacksbildung beruhende Harmonie des Verhaltens mit dem sittlich Gebotenen ist die unterste Bildungsstufe; diese Harmonie reicht nur so weit, als der Mensch nicht in die Lage kommt, die ernsteren sittlichen Pflichten erfüllen zu müssen, welche Aufopferung der sinnlichen Neigungen erheischen. Die moralische Kraft ist, selbst isoliert, etwas unendlich Höheres; aber isoliert ist sie nicht das Höchste; die bloss moralische Bildung ist eine unvollständige. Die Vollendung liegt in der Vereinigung beider Bildungsmomente, die den Menschen befähigt, alles, was innerhalb der Sphäre der Kulturfähigkeit der Neigungen liegt, ohne Kampf in Übereinstimmung mit dem sittlich Gebotenen zu verrichten, und zwar so, dass die sittliche Kraft dabei nicht fehlt, sondern nur ruht, bereit sofort hervorzutreten, um jede Pflicht, die jenseits dieser Sphäre liegt, mit Überwindung der Neigung zu vollziehen und so mit der sittlichen Schönheit die sittliche Erhabenheit zu verbinden. Es giebt von der Ab-

1) M. Claudius Werke, von Redlich revidiert, II S. 348 ff.

handlung über Anmut und Würde an keine Stelle bei Schiller, die nicht zu dieser Stufenordnung stimmte, und der Schein des Widerspruchs ist nur durch eine Verwechslung der ersten Stufe mit der dritten entstanden.

„Sieg der Pflicht über die Neigung und Harmonie der Neigung mit der Pflicht sind zwei ethische Verhältnisse, denen, sofern sie in die Erscheinung treten, zwei ästhetische Verhältnisse entsprechen, nämlich Würde und Anmut; wer diese Verhältnisse anschaut, übt die ästhetische Betrachtung, und diese dient, zumal bei häufiger Wiederholung, der sittlichen Bildung, und zwar nach beiden Seiten hin, sowohl der Bildung zu der sittlichen Kraft in Beherrschung sinnlicher Neigungen, als auch der Bildung zu der sittlichen Harmonie, die sich als Seelenschönheit bekundet. Es ist ungerechtfertigt, diese verschiedenen Unterscheidungen zu dem einzigen Gegensatze zwischen sittlicher Erhabenheit und Schönheit zu vereinfachen und die letztere mit dem ästhetischen Zustande sofort gleichzusetzen. Es ist wahr, dass die ästhetische Bildung als Kultur der Neigungen die Harmonie derselben mit der Pflicht auf dem Gebiete, wo überhaupt diese Harmonie erreichbar ist, fördert; aber sie ist der Weg zu diesem Ziele, nicht das Ziel selbst. Schönheit der Seele steht auf dem Gebiete, auf welchem sie erreichbar ist, über der blossen Pflichttreue, welche unkultivierte Neigungen nur zurückdrängt; die ästhetische Bildung führt als eine Pädagogik der Neigungen teils denjenigen, dessen Pflichtbewusstsein noch unentwickelt ist, unter Umständen, die nicht die Aufbietung der moralischen Kraft selbst herausfordern, zu einem mit der sittlichen Forderung konformen Handeln, teils den, welchem die Pflicht als solche heilig ist, zu dem erreichbaren Masse der Harmonie der Neigungen mit der Pflicht, also zur Seelenschönheit.“

4.

Zu meinem Ausgangspunkte, dass durch Festhalten der Hauptidee das Verständnis unseres Gedichtes notwendig bedingt ist, ohne diese Beschränkung auf das Reich des Schönen beständig Gefahr von Missverständnis des Ganzen wie im einzelnen vorhanden ist, muss ich noch einmal zurückkehren, weil nach Christian Muff¹⁾ mein Kommentar u. a. die Lücke hat, dass in demselben auf „einen tieferen Schaden“ des Gedichtes nicht aufmerksam gemacht ist. „Da wo Schiller in Str. 11 so wundervoll von der beseligenden Kraft der Kunst spricht, gewinnt ein unbefangener Leser den Eindruck, als ob es nur auf dem Wege der Kunst und des Schönen möglich sei, den Zwiespalt zwischen Geist und Natur zu überwinden und zum Glück, zum Frieden mit Gott durchzudringen.“ Schiller hege zwar keineswegs diese Meinung, wenigstens nicht immer, sondern spreche auch der Religion und der Wissenschaft weltüberwindende Kraft zu, aber gerade an dieser Stelle, bei Str. 11, hätte ich, der Erklärer, „einen Hinweis auf jene anderen idealen Mächte vermissen, nicht aber als Ersatz dafür eine Stelle aus Str. 2 anführen sollen.“

Das konnte ich unmöglich, wenn ich nicht meine Auffassung von dem Gedichte und meine Ansicht über die Methode seiner Erklärung gänzlich ändern und aufgeben wollte; die Auffassung: in diesem Gedicht handelt es sich um Wesen und Macht der Kunst im Gegensatz zur Wirklichkeit des Lebens ganz ausschliesslich, um keine anderen Mächte; die Methode:

1) N. Jahrbücher f. Philol. u. Paed. II. Abt. 1887. Heft 8, S. 426.

diese Beschränkung ist durchaus festzuhalten, innerhalb der Grenzen dieses Reiches muss man überall bleiben, sich aufs sorgfältigste hüten, auf eins der andern beiden Nachbargebiete des Geistes, Religion und Philosophie, zu geraten, sonst folgt man nicht der Absicht des Dichters und verkümmert sich durch selbstgeschaffene Schwierigkeiten den Eindruck der Dichtung.

Weil mir diese Methode von anderen Erklärern nicht streng genug befolgt schien, weil Erörterungen über das Gedicht, selbst von der Bedeutung, wie sie Ludwig Drewes' begeisternde Schrift „Schillers Lebensideal“, Programm des Gymnasiums zu Helmstedt 1881, hat, jene Grenzen nicht genug wahrten, nur deshalb unternahm ich meine Erklärung und schrieb über das Gedicht, suchte so nahe verwandte und doch so grundverschiedene Geistesgebiete wie Religion und Kunst möglichst scharf zu scheiden. Meine ganze Schrift ist ein Protest gegen diese Vermischung. Gerade das, was ich vor allem vermieden wissen will, soll ich selbst thun? Ich bestreite, dass in dem Gedichte von irgend etwas anderem die Rede sein soll und ist als von der Macht der Kunst, suche die Gedanken an andere Mächte gerade abzuwehren: da soll ich auf sie hinweisen und von dem Dichter verlangen, er hätte das thun sollen, wovon ich zu beweisen suche, er habe es nicht thun wollen und mit Recht unterlassen?! Mit dem, was ich von anderen Mächten und anderen Mitteln der Erhebung über das Irdische, die uns gegönnt sind, sagte, hoffte ich gerade das Gegenteil von dem, was Muff von mir verlangt, zu erreichen, schärfere Scheidung zu fördern.

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit! (Klopstock, Psalm V. 35 f.)

Vaterlandsliebe, reine Liebe überhaupt, Freundschaft, Forschung, jede Art ernster Arbeit u. s. w., sie sind zahlreich, ich habe sie nicht erschöpft,¹⁾ Schiller kannte sie alle, die meisten aus eigener, schönster Erfahrung. In unserem Gedicht ist nur von einem die Rede, von dem, welches er am besten kannte. Was im Reiche des Schönen unserer wartet, wollte er durch dasselbe uns zu Gemüte führen und zur Erhebung in dasselbe aus dem engen,

1) Besonders bedaure ich, grosse reine Freude nicht genannt und den herrlichen Ausdruck einer solchen in einem Briefe von Goethes Mutter nicht angeführt zu haben, zumal auch im Wortlaut mehreres zu dem Bilde von Ideal und Leben gut passt. Ich hole das Versäumte bei dieser Gelegenheit für meine Schüler nach. Am 24. September 1779 schrieb Frau Aja an die Grossherzogin Amalie: „Der 18. September war der grosse Tag, da der alte Vater und Frau Aja denen seligen Göttern weder ihre Wohnungen im hohen Olymp, weder ihre Ambrosia noch Nektar, weder ihre Vokal- noch Instrumentalmusik beneideten, sondern glücklich, so ganz glücklich waren, dass schwerlich ein sterblicher Mensch jemals grössere und reinere Freuden geschmeckt hat, als wir beide glückliche Eltern an diesem Jubel- und Freudentag. Ihro Durchlaucht unser gnädigster und bester Fürst stiegen (um uns recht zu überraschen) eine Strecke vor unserm Hause ab, kamen also ganz ohne Geräusch an die Thüre, klingelten, traten in die blaue Stube u. s. w. Nun stellen sich Ihro D. vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthür aufgeht, wie in dem Augenblick der Häschelhans [ihr Wolfgang] ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft, halb weint, halb lacht, gar nicht weiss, was sie thun soll . . . das wäre so ein kleiner Abriss von denen Tagen, wie sie Gott (mit dem seligen Werther zu reden) seinen Heiligen aufspart; man kann hernach immer wieder etwas auf den Rücken nehmen und durch diese Werkeltagswelt durchtraben und seine Tagwerk mit Freuden thun, wenn einem solche Erquickungsstunden zu teil worden sind.“ Dieselbe Kraft, wie die S. 8 besprochene; dasselbe, was durch ein echtes Kunstwerk „erbaut und begründet wird“.

dumpfen Leben begeistern, nichts anderes. Man zeige, wenn man es kann, das er diese Absicht verfehlt, es unrichtig angefangen hat, aber man verlange nicht, dass er zugleich in andere Reiche führen soll.

Gerade das Entgegengesetzte ist meines Erachtens nötig: man muss warnen, dass unsere Gedanken vom Gegenstande ab, aus dem Gebiete des Schönen in andere hinüberschweifen, veranlasst durch einzelne Ausdrücke, die deshalb „etwas zweideutig“ sind, wie Schiller selbst an Humboldt schrieb, dass sie an sich auch von Philosophie und Religion gelten, hier an ihrer Stelle aber nur von der Kunst gelten sollen und nach dem Zusammenhange und der Idee des Ganzen auch nur gelten können, durch Idee und Zusammenhang also vor Verallgemeinerung, wie mich dünkt, genügend geschützt sind. Wie beim Willen, V. 235, scheint mir dies der Fall auch bei der Freiheit des Gedankens, V. 132, und der Wahrheit, V. 198. Über letztere habe ich dem S. 60, Z. 8 ff. Gesagten nichts hinzuzufügen, über die Freiheit der Gedanken (S. 63 ff.) dies: Können die Gebilde der Kunst nur ihre volle Wirkung üben, wenn sie ohne menschliche Bedürftigkeit sind, so dürfen sie nicht die Wirklichkeit als blosse Abbilder derselben wiederholen, sondern müssen freie Werke unseres Geistes sein, sonst würden sie wie die Wirklichkeit auf uns lasten und uns drücken,¹⁾ anstatt uns über alle Pein derselben zu erheben. Daher nannte Schiller die Welt der Kunst, insbesondere der Dichtung, eine „Schöpfung der Gedanken“ und sagte „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume“. Bezeichnete er sie in unserem Gedichte, beides vereinigend, als „Freiheit der Gedanken“, so konnte er dies um so eher, je näher der Gegensatz, die That mit aller ihrer Unzulänglichkeit im Leben, den Ausdruck legte. An sich hat ja die Welt der Gedanken viel weitere Grenzen als das Reich der Kunst, aber durch die Schilderung dieses Reiches im Gedicht, durch das Thema in Str. 5, durch seine Ausführung in den schroffen Gegensätzen scheint die Grenze doch scharf genug gezogen und durch den ganzen „Geist des Gedichtes“, wie Humboldt richtig betont, einem Missverständnis durchaus vorgebeugt, und damit sein Einwand, dass der Ausdruck „ein wenig zu allgemein“ sei, selbst beseitigt. Hiervon auch andere zu überzeugen, war die Hauptabsicht meiner Erklärungsschrift.

Widerspreche ich mir aber nicht selbst, wenn ich dort S. 30 sagte: in der Exposition, wie sie ursprünglich war, habe Schiller im 19. Verse, Str. (2): es „führen Pfade aufwärts zur Unendlichkeit“, sogar angedeutet, dass der ästhetische Weg nicht der einzige zur Erhebung über das Irdische sei? Ich glaube nicht, und ein „Ersatz für Vermisstes“, wie Muff meint, sollte das nicht im entferntesten sein, da ich nichts vermisse. Man übersehe nicht, dass ich sagte: in der Exposition würde auf andere Pfade hingedeutet. Der Harmonie der Götter wird der Zwiespalt im Wesen des Menschen gegenübergestellt und gefragt, ob kein Weg hinauf zu jenen Höhen führe, darauf geantwortet:

Auch aus der Sinne Schranken
Führen Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.

1) S. o. S. 8Z. 8. So ergibt sich auch Schillers und Goethes Lehre von der Notwendigkeit der Idealisierung aufs einfachste.

Es giebt Wege; wandeln kann sie, wer nicht im Trachten nach zeitlichen, irdischen Gütern befangen ist, sein Verlangen nicht auf das Vergängliche richtet, in der Sinnlichkeit nicht aufgeht, nicht von der Materie sich beherrschen lässt. Füge ich die negativen Ausdrücke des Schlusses den positiven bei, was ich ohne die geringste Deutelei darf, so heisst es: wer sich nicht vom Materiellen, sondern vom Ideellen beherrschen lässt. So allgemein ist zunächst die Antwort. In der (2.) Strophe muss die Beschränkung auf die Kunst noch keineswegs eintreten; sie kann hier schon anfangen, und ich will gern zugeben, dass der Plural 'Pfade' von Schiller vielleicht ganz unabsichtlich gesetzt ist, und dass er den Hinweis gar nicht machen wollte, so dass ich lieber hätte schreiben sollen S. 30: „so kann in der Exposition sogar angedeutet sein;“ aber der Wortlaut führt noch nicht mit Notwendigkeit auf die Beschränkung. Erst in der folgenden Strophe ist sie ohne jeden Zweifel vorhanden: an dem Scheine mag der Blick sich weiden. Das ist nicht mehr Ideelles überhaupt, von dem noch am Schluss der (2.) Str. die Rede sein könnte, sondern Idee, wie sie aus Wahrgenommenem hervorscheint, in Erscheinungen sich kund giebt, schöner Schein, Ideales, d. i. gestaltete Idee. In Str. 3 (4) wird sein Wesen gekennzeichnet (V. 32—36) und das Thema des Gedichtes angeschlagen: Fliehet in des Ideales Reich! Fortan kann es sich nur noch um dieses handeln. Vermisst man in den folgenden Strophen Berührung oder Andeutung anderer Mächte als der Kunst, so verkennt man den Dichter und gerät auf Irrwege. Man vermeidet sie, so bald man den Begriff, der das Ganze beherrschen soll, Ideal, festhält: „Idee nicht bloss in concreto, sondern in individuo,“ wie Kant ihn aufs schärfste bestimmt hat,¹⁾ Ideales nicht mit Ideellem überhaupt, Ideal nicht mit Vollkommenheit überhaupt vermischt, eine Bedeutung, die es ja auch hat, aber in unserem Gedichte nach der ausgesprochenen Hauptidee, nach dem Eindrucke, den wir von dem Ganzen empfangen sollen, nach dem Zusammenhange nicht haben kann, auch nach den früheren Überschriften: Reich der Schatten, Reich der Formen, nicht. Durch den 125. Vers: vor dem Ideale fliehe mutlos die beschämte That, wird an der Sache nichts geändert, wenn dort Ideal Vollkommenheit überhaupt heissen soll, jedesfalls nicht gestaltete, körperlich vorgestellte Vollkommenheit heissen muss. Erfordert der Gegensatz zur beschämten That die erstrebte Vollkommenheit, so berührt dies den Sinn des Ideals für das Ganze nicht im mindesten, und als Schiller in der Überschrift für Reich der Schatten oder der Formen „das Ideal und das Leben“ und im 40. Verse für „in der Schönheit Schattenreich“ „in des Ideales Reich“ schrieb, lag kein zwingender Grund zur Änderung von Vers 125 vor.

Dass unser Gedicht „tiefere Schäden“ habe, weil es von andern weltüberwindenden Mächten, als der Kunst nicht mithandelt, bestreite ich noch aus einem zweiten Grunde. „Das Ideal und das Leben“ ist ein lyrisches Gedicht; alles Lyrische aber ist einseitig. Es ist sicherlich falsch, wie ich selbst S. 31 der Erklärung gesagt, was Schiller im 27. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen geschrieben hat: „Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergisst seiner Schranken, so lange es ihren Zauber erfährt.“ Nein! Auch Liebe, Freundschaft,

1) Die Stellen siehe S. 21 der Erklärung und füge aus Goethes Sammler und die Seinigen Bd. 28, S. 138 f. hinzu. — In der neusten Schrift über Schillers Gedichte: Schillers lyrische Gedankendichtung in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet v. Dr. E. Philippi, Augsburg 1888, ist zwar auf Kant nicht hingewiesen, aber mit völliger Klarheit über den Begriff des Ideals bei der Erörterung über die Künstler S. 57 gesprochen und dasselbe Ergebnis gewonnen.

Freude u. s. w. beglücken und lassen uns unserer Schranken vergessen, so lange wir ihren Zauber erfahren. Aber ebenso gewiss ist es unbillig und unrichtig, ein lyrisches Gedicht wegen solcher Einseitigkeit zu tadeln. Darin liegt gerade sein Wesen. Eine Gesinnung verschlingt darin alle übrigen und stösst sie ab, wie Goethe im 15. Buche von Dichtung und Wahrheit bemerkt (22 S. 181). Und jenes „allein“ aus dem angeführten Briefe wiederholt dies Gedicht nicht einmal, es wird nur von nichts anderem als von der Schönheit und ihrer Wirkung gesprochen. In anderen ertönt aber auch dieses „allein“, und doch sind sie darum nicht tadelnswert und nie getadelt, sondern ohne „tiefere Schäden“. In den Künstlern verdankt der Mensch alles der Kunst, im eleusischen Feste alles der Ceres; dort hat die Kunst allein sich mit ihm in die Sterblichkeit eingeschlossen, hier fühlt Ceres allein mit ihm Erbarmen; dort „fiel der Tierheit dumpfe Schranke“ (V. 183) zuerst durch die Künstler, hier zerfliessen durch Ceres „die rohen Seelen in der Menschlichkeit erstem Gefühl“ (Str. 14); dort haben die Künstler des Menschen Sinn „aufgeschlossen“, hier hat Ceres den „düstergebundenen Sinn“ geöffnet; hier kann der Mensch „allein durch seine Sitte frei und mächtig sein“, anderswo ist nur Freiheit in dem Reich der Träume!

Endlich habe ich schon am Schlusse des Kommentars S. 69 bemerkt, dass, sowenig Schiller in dem Gedichte „das Ideal und das Leben“ alle Pfade, die zur Unendlichkeit, zum Gefühl der Freiheit von Erdenmalen und Erdennot führen, gewiesen hat und weisen wollte, ebensowenig der Gedanke, wir können schon auf Erden Göttern gleichen, erschöpft ist.

Auf die Frage, wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen? antwortet Goethe im Göttlichen:

Edel sei der Mensch
Hilfreich und gut!

Heil den unbekanntem
Höheren Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben!

Sei uns ein Vorbild¹⁾
Jener geahneten Wesen!
Thue im Kleinen, was jene im Grossen thun!

und in den Noten zum west-östlichen Divan V, S. 303: „Allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges, hilfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit der Erde und bereitet ein den Menschen gegönntes Paradies“!!

Erst damit schliesst der Kreis der erhabenen Idee.

1) Wie in der Metamorphose der Pflanze, V. 15 ff:

Einfach schlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verschlossen in sich, unter die Hülle gebeugt u. s. w.

Vorbildern heisst ein Bild im voraus darstellen. Herder hat dafür oft in den Ideen „präformiert“.

5.

Die Angabe des Inhalts der besprochenen Strophe 11 (14) ist so zu verbessern:

Wenn wir uns in das Reich des Ideales (im scharfen Gegensatz zur That als Reich der Gedanken bezeichnet) erheben, so schwindet alle Furcht und alles Peinliche; wir fühlen uns vollkommen frei, weil wir uns unseres höchsten Vermögens in diesem Reiche (wo der Menschheit Götterbild schwebt, von allen Erdenmalen frei, in der Vollendung Strahlen, wo das Ziel erflogen ist) bewusst und des Göttlichen in uns durch das, was wir schauen, gewiss werden. Wir fühlen uns so Gott verwandt und nahe, finden sein Gesetz in unserer Brust als unser eigenes, widerstreben ihm nicht, sondern fühlen uns aufs mächtigste angeregt und gedungen, es zu erfüllen; wollen freudig ihm folgen; es wird zum Gegenstande unserer Neigung, wir erstreben, was wir empfinden. Wir werden frei, da sich der Widerspruch gegen das Gesetz löst, und in der Einigkeit mit ihm seine schreckenerregende Gewalt für uns schwindet.

6.

Zu Vers 5: „Ihrer Götterjugend Rosen blühen“ (Gegensatz: der Antritt des neuen Jahrh., Str. 7) hätte ich auf Imelmans Exkurs II zum 15. Verse der Künstler verweisen müssen. Ich hole dies nach und füge über die Verbindung, die er den Schillerschen Genitiv nennen möchte,

über den Genitiv der Sache neben ihrem Bilde

folgendes hinzu: einen Begriff dem bildlichen Ausdrucke, der ihn veranschaulicht, im Genitiv anzufügen und zwar meistens voranzustellen liebt Schiller mehr als andere Dichter, wie überhaupt nach Imelmans Bemerkung, Genitivfügungen 'zu dem Gepräge seiner Diktion ein Erhebliches beitragen'. Es unterscheidet sich dieser Genitiv des Begriffes neben dem Bilde desselben vom lateinischen Genitivus epexegeticus oder appositivus oder explicativus oder, wie ihn Madvig nennt, definitivus, und G. Hauffs Bemerkung in seinen Schillerstudien S. 254, solche Genitive, wie des Lebens öder Strand, wären ausser im Deutschen auch im Lateinischen und Griechischen 'gar nicht selten', bedarf näherer Erörterung. Auf das Griechische des neuen Testaments und auf das Hebräische ist in erster Linie hinzuweisen. Es ist derjenige Fall des Status constructus, in welchem Bild und Sache verknüpft werden, z. B. Jes. 61, 10: Er hat mich angezogen mit den Kleidern des Heils und mit dem Rocke der Gerechtigkeit gekleidet. Epheser 6, 14 ff: Angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit (*θώραξ τῆς δικαιοσύνης*) . . . ergreift den Schild des Glaubens (*θυρεὸς τῆς πίστεως*) . . . nehmet den Helm des Heils (*περικεφαλαία τοῦ σωτηρίου*) und das Schwert des Geistes (*μάχαιρα τοῦ πνεύματος, ὃ ἐστὶν ὄψμα Θεοῦ*). 1. Thessal. 5, 8: angethan mit dem Panzer des Glaubens und der Liebe (*θ. π. καὶ ἀγάπης*). Offenb. 2, 10: Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens (*στέφανος τῆς ζωῆς*) geben. Maleachi 4, 2: Euch, die ihr meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit. Sirach 15, 3: Sie (die Wahrheit) wird ihn speisen mit Brot des Verstandes und wird ihn tränken mit Wasser der Weisheit. Spr. Salom. 3, 3: Schreibe sie (Gnade und Treue) in die Tafel deines Herzens. — Ebenso Baum des Lebens, Bad der Wiedergeburt u. a.

In allen solchen Beispielen decken sich die zusammengefügte Teile völlig; beide sind identisch, der eine wird nur zur Veranschaulichung des andern mit ihm verknüpft. Es ist die

kürzeste Form des Vergleichs (vergl. mit Jesaias 16, 10: Rock der Gerechtigkeit Jes. 64, 6: Alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätig Kleid, und Jes. 59, 17), eine Zwischenstufe in der poetischen Ausdrucksweise zwischen Metapher und Vergleich. „Unreine Metapher“ nennt es K. F. Becker, der deutsche Stil, S. 109, er muss aber im weiteren zugeben, dass alle Fälle, in denen das an sich nicht bildliche Attribut ebenfalls bildlich wird, „eigentlich nicht mehr als unreine Metaphern anzusehen, vielmehr vorzüglich geeignet sind, nicht sinnliche Attribute des darzustellenden Begriffs, z. B. Frische der Jugend („Lenz des Lebens“), Grösse des Jammers („Meer des Jammers“) u. s. w. sinnlich zu machen; also echt poetisch!

Mit dem lateinischen definitivus stimmt dieser Genitiv nicht überein; er ist vielmehr der umgekehrte Fall desselben. Am klarsten ist Madvig über jenen: „Bisweilen wird i. L. zu einem Substantiv von allgemeinem Begriff ein anderer Begriff, in welchem jener speciell hervortritt und benannt wird, im Genitiv hinzugefügt: *vox voluptatis*, das Wort Wollust.“ In der in Rede stehenden Verbindung wird umgekehrt zu einem specielleren Begriff oder einer Einzelvorstellung, immer einem bildlichen Ausdruck, ein allgemeinerer gesetzt, welcher durch jenen uns lebendiger vor Augen treten soll.

August Müller lehrt in seiner hebräischen Grammatik: „In vielen Fällen ist der Genitiv ein explicativer d. h. er dient lediglich dazu, den Begriff des vorangehenden Status constructus näher zu bestimmen, ohne sachlich etwas zu ihm hinzuzufügen,“ und setzt in der Aufzählung der einzelnen Fälle, die in explicativer Genitivverbindung erscheinen, den zweiten: Genus und Species, z. B. ein Besitztum eines Grabes, ein Besitztum [welches besteht in einem] Grab, 1. Mos. 21, 4, — der also dem lateinischen definitivus völlig entspricht, — in der Anmerkung hinzu: „Bisweilen umgekehrt, besonders zum kurzen Ausdruck von Vergleichen: 1. Mos. 16, 12 'ein Waldesel von einem Menschen'.“

In gleichartigen Beispielen, die ich im Lateinischen finde, erhält die Verbindung insofern eine andere Nuance, als nicht ein allgemeinerer, abstrakter Begriff durch einen konkreteren versinnbildlicht, sondern ein Konkretum (im Genitiv) durch ein anderes, einen bildlichen Ausdruck (im Nominativ), lebendiger und anschaulicher gemacht wird: *vela pennarum* Lucr. 6, 743; *remigium alarum* Verg. aen. 1, 301. 6, 19; *remi alarum* Ov. met. 5, 558 wie im Griechischen *περὶ ἄγων ἐρετμοῖσιν ἐρεσσόμενοι (ἀγῶντιοι)* Aesch. Ag. 52.

Bei den griechischen Dichtern sind Fälle unserer Genitivverbindung zahlreicher. Nur muss man alle diejenigen aussondern, in welchen nicht beide Teile derselben identisch, nicht lediglich das Verhältnis von Bild und Sache, sondern ein Abhängigkeitsverhältnis irgend welcher Art zwischen ihnen obwaltet oder doch obwalten kann, der Genitiv also ein stofflicher, besitzanzeigender, subjektiver oder objektiver und dergleichen ist. In *ἔρκος ὀδόντων* z. B. wird der Genitiv von Kühner mit Unrecht als „epexegetisch“ aufgefasst, es ist vielmehr nach Krüger, Griechische Sprachlehre II, 2 (poetisch-dialektische Syntax), § 47, 5, 2 und 8, 1 ein materieller: „zaunförmig stehende Zähne.“ Ebenso *πίργον ἔμμα* Thurmschutz. Verbindungen wie *πεῖραρ διζυγος* Hom. Od. 5, 289, Schlinge des Verderbens, *δέθρον πείρατ' ἐφῆπται* II. 7, 402. 12, 79, *δουλείας γάγγαμον*, Aesch. Ag. 360, *δουλείας ζυγά* Soph. Ai. 944, *δίκτυον ἄτης* Aesch. Prom. 1080, *δ. Αἰδου* Ag. 1086, *τῆς δίκης ἐν ἔρκεσιν* 1611 werden nicht zu unseren Genitiven gehören, sondern die Schlinge, die Stricke, das Netz u. s. w. mit welchen das Elend, das Verderben, die Knechtschaft u. s. w. fesselt, sind gemeint, wie 2. Sam. 22, 6 Stricke des Todes und der Hölle Bande,

und Psalm 18, 6. 116, 3 neben den Ängsten der Hölle. *Νίκης πείρατα*, II. 7, 102 (*ἔχονται ἐν ἀθανάτοισι θεοῖσιν*), sind die Seile, an denen der Sieg hängt. Er hängt von den Göttern ab, sagen wir nur. Anders wird es mit *νέφος πολέμοιο* II. 17, 243 (*nubes belli* Verg. aen. X, 809; *si bellica nubes ingrueret* Claud. Iaus Ser. 196) stehen, zumal wenn 244 nicht unecht ist, wie einige vermuten, und von Hektor gesagt wird *νέφος πολέμοιο περὶ πάντα καλύπτει*, wie Amphiarao Pind. Nem. X, 9 *πολέμοιο νέφος* heisst. Wie eine Wolke alles umhüllt, war Hektor überall im Kampfe. Es wäre also ein echter Genitiv der Sache neben ihrem Bilde. Anders bei Schiller: Graf Eberhard, „ein Wettersturm im Krieg.“ Auch *ἄχεος νεφέλη* II. 17, 591 und 18, 22 (*τὸν δ' ἄχεος νεφέλη ἐκάλυψε μέλαινα*) ist eine Verbindung von Sache und Bild. Man vergleiche II. 8, 124 *Ἐκτορα δ' αἶνον ἄχος πύκασε φρένας ἠμιόχοιο*: der Kummer um seinen gefallenen Wagenlenker Eniopeus umhüllte (bedeckte dicht) Hektors Sinn. Soph. Oed. tyr. 1313 *ὡς σκότου νέφος ἐμὸν ἀπότροπον, ἐπιπλόμενον, ἄφατον, ἀδάματόν τε καὶ δυσόριστον*. Ach, Du Wolke meines Dunkels (seiner Blendung), unabwendbar hereingebrochen unsäglich, „kein Kampf fruchtet mehr, im Sturm nahest Du,“ d. h. seine Blendung ist wie eine Wolke von ungünstigem Winde auf sein Lebensschiff getrieben. Vergleiche dazu: Goethe, Iphigenie II 1, v. 615 f: Des Lebens dunkle Decke breitete die Mutter schon mir um das Haupt. Gegensatz: Tasso II 3, v. 516 ff: Still ruhet noch der Zukunft goldne Wolke mir ums Haupt. Schiller, das Siegesfest Str. 4: Des Kummers finstre Wolke zog sich um des Königs Blick. — Das weibliche Ideal v. 5: Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe.

Aeschyl. Ag. 1609: *πᾶσαν συνάψας μηχανὴν δυσβουλίας*, wofür wir etwa sagen: schlimmen Rats Gewebe spinnend. Soph. Oed. tyr. 166 *εἴ ποτε . . . ἠρύσασ' ἐκτοπίαν φλόγα πύματος*, wenn ihr (Götter) je ferngehalten die Flamme des Leids. — 169: *νοσεῖ δέ μοι πρόπας στόλος, οὐδ' ἐνι φροντίδος ἔγχος, ᾧ τις ἀλέξεται*. Krank ist mir das ganze Volk, und keine Waffe der Klugheit ist da, womit man sich wehren kann. 'Waffe der Klugheit' ganz wie 'Schwert des Geistes' im Epheserbriefe 6, 17, denn nur in Luthers Übersetzung wird letzteres als echtes Beispiel für unsere Verbindung zweifelhaft: Das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, der oben angegebene Text lautet anders. — 1526: *λείσσετε . . . εἰς ὅσον κλύδωνα δεινῆς συμφορᾶς ἐλήλυθεν*. Schauet . . . in welches grausen Unheils Strudel er gestürzt ist. Trachin. 203 *ἄελπτον ὄμμα ἐμοὶ φήμης ἀνασχόν*. „Unverhofft ging mir dieser Botschaft Sonne auf.“

Eine vollständige Sammlung von Beispielen kann und will ich nicht geben; sicher ist, dass die Zahl derselben im Lateinischen und auch im Griechischen sehr viel kleiner ist als im Deutschen. Immer und überall muss man sorgfältig diejenigen Fälle aussondern, in welchen nicht zweifellos nur ein Bild neben der Sache steht, sondern irgend ein Verhältnis der Abhängigkeit des einen Teils vom andern obwaltet oder doch gedacht werden kann. Ist es an sich denkbar, so entscheidet der Zusammenhang über die Art des Beispiels oder die etwaige weitere Ausführung der Metapher durch die Wahl des Verbuns oder dergl.

Sind die Verbindungen von Sache und Bild im Deutschen viel zahlreicher als bei lateinischen und auch griechischen Dichtern, so giebt es andererseits im Deutschen sehr wenige der Art wie die lateinischen, *vox voluptatis, remedium ignis*, ein Gegenmittel, Feuer nämlich, *tellus Ausoniae* — von dem Fall der Species neben Genus nicht zu scheiden, da statt Species nur

Individuum eintritt — urbs Troiae (ville de Paris, Ἰλίον πολιέθρον). In den Künstlern steht eins: Das Symbol des Schönen und des Grossen d. h. eine Art der Symbole ist das Schöne und das Grosse. Der Gürtel des Schönen und Rechten in den vier Weltaltern kann von dieser Art sein, ist aber möglicherweise auch als Bild (Gürtel) neben der Sache (des Schönen und Rechten) gedacht.

Von den übrigen Beispielen Imelmanns aus den Künstlern sind m. E. der Erkenntnis Land 35, der Begierde blinde Fessel 112, des Mondes Angesicht nicht Genitive des Begriffs neben dem Bilde, sondern müssen der zweiten Gruppe, in denen die Teile nicht identisch sind, sondern ein Abhängigkeitsverhältnis obwaltet, zugezählt werden: Land, in welchem die Erkenntnis herrscht, so wie v. 400 des Wissens Land, das auch Imelmann nicht aufführt; Fessel, welche die Begierde anlegt; das Gesicht, welches der Mond hat: „Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,“ in der Erwartung Str. 8.

Durch den Zusammenhang werden zu echten Genitiven der Sache neben ihrem Bilde: Der Tierheit dumpfe Schranke 183, der Zukunft Nacht 245, der Schönheit goldner Gürtel 290, während der Anmut Gürtel 62 („der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,“ die Erwartung, Str. 8. „Wogengürtel“, Siegesfest, Str. 3), sowie im schwarzen Flor der Nacht („du geistge Nacht, . . . breit' um uns her den purpurroten Flor,“ die Erwartung Str. 4), der Krystall der Wogen v. 123 mit Recht nicht dazu gerechnet sind. Wie aus den Beispielen der Künstler sind aus denen der Dramen bei Imelmann S. 66 manche auszuschneiden und zur obigen zweiten Gruppe zu stellen, einige zur ersten nachzutragen, wie des Streites schlangenhaarigtes Scheusal aus der Braut von Messina. Doch ich begnüge mich hier aus Schillers Gedichten die Beispiele der Verbindungen, in welchen der eine Teil lediglich Bild des anderen ist, aufzuzählen und aus andern Dichtern wenige hinzuzufügen: Der Wahrheit Feuerspiegel. Zu der Tugend steilem Hügel. Auf des Glaubens Sonnenberge. An die Freude Str. 5. — Im hohlen Spiegel der Gewissensangst. Resignation Str. 11. — Der Dichtung zauberische Hülle. Die Götter Griechenlands Str. 2. (Goethe: Der Dichtung Schleier), während: An der Freude leichtem Gängelbande in Str. 1 kein blosser Genitiv des Begriffs ist, sondern ein subjektiver nach den „Triebfedern“ V. 2: Freude, führe du mich immer am rosigen Band! — Nur Liebe darf der Liebe Blume brechen. Begegnung Str. 4. — Sie flieht des Strahles unbescheidenen Zeugen. Die Erwartung Str. 4. — Meer der Ewigkeit. Die Ideale Str. 1 und die Führer des Lebens V. 6 (Vergl. Meer des Irrtums. Faust I, 712. Meer des Lebens. Bach des Lebens: Mein Bach des Lebens soll sich dir Und deinem Namen für und für Beständiglich ergiessen. Paul Gerhardt. — Des Geistes Flutstrom ebbet nach und nach. Faust I, 345.) — In den Idealen sind dagegen keine Verbindungen von Bild und Sache: meiner Jugend Pfad Str. 2 und des Lebens Bahn Str. 6, wohl aber: des Lebens Wagen Str. 7, wie bei Goethe im Egmont: die Sonnenpferde der Zeit gehen mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und in der Klage der Ceres Str. 6: des Tages sichrer Wagen. Ferner in den Idealen Str. 8: des Zweifels finstre Wetter zogen sich um der Wahrheit Sonnenbild. — Die Flamme des Liedes entbrannte neu. Die vier Weltalter Str. 11. — Und die süsse Frucht der Liebe hing am Abgrund der Gefahr, Hero und Leander Str. 2; und Str 7: Der die Frucht des Himmels nicht Raubend an des Höllenflusses Schaudervollem Rande bricht. Beides sind sehr lehrreiche Beispiele, wie viel auf den Zusammenhang, ja auf Analogie des Gebrauchs bei der Entscheidung über die

Art der Verbindung ankommt, denn ohne den ersteren würde man unter „Der Frucht des Himmels“ eher himmlische Frucht als den Himmel (Das Glück Str., 7 V. 4) wie eine Frucht verstehen. Becker bemerkt a. a. O. mit Recht, dass „wenn das substantivische Attribut nur, um das Bild verständlich zu machen, denselben Begriff ausdrückt, den das Bild ausdrückt“ (z. B. Lenz der Jugend), die sinnliche Anschauung geringer wird und „dass Bilder dieser Art nur dann eine gute Wirkung thun, wenn sie in einer weiter ausgeführten Metapher der bildlichen Darstellung eines ganzen Gedankens zur Grundlage dienen (z. B. Wenige wandeln ihr ganzes Leben in dem Sonnenscheine des Glücks)“. — Der Schönheit Hügel, das Ideal und das Leben Str. 5. — Des Lebens Fluss Str. 6. — Der Schönheit stille Schattenlande Str. 6. — Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron. Der Spaziergang V. 162. — Des Lebens Faden. Macht des Gesanges Str. 2. — Meer der Leidenschaft. Würde der Frauen Str. 2. Des Augenblicks Blume Str. 5. In der Welt verfälschtem Spiegel sieht er seinen Schatten nur Str. (7). Auf der Schönheit geflügeltem Wagen Str. (13). Der Züchtigkeit köstliche Blüte Str. (15). — Die Furche der Zeit. Der Sämann V. 3. — Des Lebens frischen Reihen. Die Antiken zu Paris Str. 2. — Hüpfet der gelehrige Fuss auf des Takts melodischer Woge. Der Tanz V. 7. Die . . . an des Rhythmus goldnem Zügel Lenkt die brausende Lust V. 25 f. — Des Bewusstseins Blitz. Der philos. Egoist V. 4. — Der Menschheit göttliche Pflanze. Zweierlei Wirkungsarten V. 1. — Des Zweifels unsterbliche Hydra. Einem jungen Freunde V. 9.

Aus Goethe: O Witterung des Glücks, begünstige diese Pflanze doch einmal! Tasso II, 2. Der Rache Feuer, Iphigenie III, 1. Von dem Strahle deiner Worte getroffen, IV, 4. Der tausende Webstuhl der Zeit, Faust I. v. 155. — Das Labyrinth der Brust. An den Mond u. v. a. — Aus Klopstock: Die beschattenden kühlen Arme des Walds. Der Züchersee v. 25. — Die Hülle des Entsetzens. Aganippe und Phiala v. 37 — u. a.

Besonders zahlreich sind die Beispiele bei Rückert in den Makamen, nach dem orientalischen Ursprunge sehr erklärlich. Gleich in der ersten finden sich: seiner Verwandlungen Truggeflimmer. Der Zweifel dunkler Umhang. Die Hand der Wahrheit zerriss des Irrtums Gespinnst. Wir spielten die Fäden der Reden hin und wieder. Der Sturm des Leides, der Wurm des Neides. Des Hungers Flammen. Des Stolzes Befiederung. Das Feuer des Hungers brennt, das nicht den Tau des Schlummers kennt. Es durchdrang sie der Most der Freude. Ein Pfeil, geschleudert von des Wanderlebens Bogen, kam ich hierher. Der Poesie Nachtblumenduft u. s. w.

Zur Manier geworden ist der Gebrauch unserer Genitivverbindung bei Jean Paul. Fast auf jeder Seite finden sich Beispiele. Mit einigen schliesse ich: Flegeljahre (Reclam) I, 55: nachdem W. aus der durchlöcherten Fischwage des Examens blöde und stumm gestiegen war. 72: fing an mit Tranchiermesser und Gabel der noch fliegenden gebratenen Taube der Erbschaft entgegen zu gehen. 92: wie sie so lange angekettet auf dem dunstigen Ruderschiffe der Schulden ein bitteres Leben befahren. 124: vom Zuckerguss seines stillen Vergnügtseins fest überlegt, sass er daran. 103: Er sah nur glänzende Morgenwiesen des Jugendlebens — die dunklen Blumengärten der Liebe. 104: Die verschüttete Gottesstadt der Kindheit. II, S. 6: am Bratenwender des Gesprächs. — Q. Fixlein: auf dem Welkboden und Darrofen des Todes. Die Grummetstoppeln der Vergangenheit u. s. w.

II. Würde der Frauen.

Im August 1795 gedichtet, erschien im Musenalmanach für 1796. Seit der ersten Ausgabe der Gedichte, erster Teil, Leipzig, Crusius, 1800, S. 330–333, blieben folgende acht Strophen ausgeschieden:

- | | |
|--|--|
| <p>Seines Willens Herrschersiegel (6)
 Drückt der Mann auf die Natur,
 In der Welt verfälschtem Spiegel
 Sieht er Seinen Schatten nur.
 Offen liegen ihm die Schätze
 Der Vernunft, der Phantasie,
 Nur das Bild auf seinem Netze,
 Nur das Nahe kennt er nie.</p> | <p>Auf des Mannes Stirne thronet (14)
 Hoch als Königin die Pflicht,
 Doch die Herrschende verschonet
 Grausam das Beherrschte nicht.
 Des Gedankens Sieg entehret
 Der Gefühle Widerstreit,
 Nur der ew'ge Kampf gewähret
 Für des Sieges Ewigkeit.</p> |
| <p>Aber die Bilder, die ungewiss wanken (7)
 Dort auf der Flut der bewegten Gedanken,
 In des Mannes verdüstertem Blick,
 Klar und getreu in dem sanfteren Weibe
 Zeigt sie der Seele krystallene Scheibe,
 Wirft sie der ruhige Spiegel zurück.</p> | <p>Aber für Ewigkeiten entschieden (15)
 Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden;
 Der Notwendigkeit heilige Macht
 Hütet der Züchtigkeit köstliche Blüte,
 Hütet im Busen des Weibes die Güte,
 Die der Wille nur treulos bewacht.</p> |
| <p>Seiner Menschlichkeit vergessen, (12)
 Wagt des Mannes eitler Wahn
 Mit Dämonen sich zu messen,
 Denen nie Begierden nahn.
 Stolz verschmäht er das Geleite
 Leise warnender Natur,
 Schwingt sich in des Himmels Weite,
 Und verliert der Erde Spur.</p> | <p>Aus der Unschuld Schoss gerissen (16)
 Klimmt zum Ideal der Mann
 Durch ein ewig streitend Wissen,
 Wo sein Herz nicht ruhen kann,
 Schwankt mit ungewissem Schritte,
 Zwischen Glück und Recht geteilt,
 Und verliert die schöne Mitte,
 Wo die Menschheit fröhlich weilt.</p> |
| <p>Aber auf treuerem Pfad der Gefühle (13)
 Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
 Das sie still, doch gewisser erringt,
 Strebt, auf der Schönheit geflügeltem Wagen
 Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
 Die der Mann nur ertötend bezwingt.</p> | <p>Aber in kindlich unschuldiger Hülle (17)
 Birgt sich der hohe geläuterte Wille
 In des Weibes verklärter Gestalt,
 Aus der bezaubernden Einfalt der Züge
 Leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege,
 Herrschet des Kindes, des Engels Gewalt.</p> |

Inhalt.

1. Ehret die Frauen! Sie bringen durch ihre beglückende Liebe himmlische Freude in das irdische Leben; sie erhalten wie Vestalinnen das ewige Feuer, durch ihre Anmut die schönen Gefühle.

2. Der Mann überschreitet die Schranken des Naturgemässen und Rechten in zügelloser Kraft und unstäter Leidenschaft; unbefriedigt will er in immer weitere Ferne dringen und träumt sich in immer Höheres (d. i. sucht immer mehr zu ergründen und immer Höheres zu erreichen).

3. Durch den Zauber der anmutigen Frau wird er zum Wirklichen und Möglichen (Gegenwart), dies zu verfolgen (Spur) in Denken und Thun, zurückgerufen und gewarnt durch sie, die bescheiden und sittsam in den Grenzen ihres ursprünglichen Wesens geblieben sind.

4. Des Mannes Streben hat etwas Feindseliges, Gewaltthätiges, Rastloses. Er zerstört wieder, was er geschaffen, wünscht immer anderes, wie das abgeschlagene Haupt der Hydra sich stets erneut.

5. Die Frauen suchen ihren Ruhm in viel geräuschloserem Thun, sie nehmen das Dasein, so wie es jedesmal ist und sein kann (Augenblick), und schaffen durch ihr liebevolles und fleissiges Sorgen die rechte Freude an demselben.

6. Der Mann will alles beherrschen, sieht in allem nur sich und die Dinge daher schief; er dringt in die Tiefe und dichtet Schönes und Grosses, jedoch das, was ihn umgiebt und ihm zunächst liegt, verkennt er und beurteilt es falsch.

7. Aber so unrichtig er oft bei allem, was ihm durch die Gedanken geht und ihn bewegt, über etwas denkt und es in Verstimmung falsch ansieht: so klar und richtig erscheint es dem nicht sogleich erregten, viel ruhiger und gesammeltern Weibe, deren Seele so treu wie ein Krystallspiegel ist.

8. Der Mann ist streng, stolz und sich selbst genug, er kennt daher die Wonne ganzer Hingabe und vollen Mitempfindens nicht, in den Kämpfen des Lebens wird sein harter Sinn noch härter.

9. Die Frau dagegen wird, wie die äolische Harfe vom leisesten Hauche, von jedem Gefühl tief innig mit berührt. Sie fühlt jeden Schmerz mit und giebt ihrer zärtlichen Teilnahme den entsprechenden gewinnenden Ausdruck.

10. Wo Männer schalten, gilt nur das Recht der Stärke. Das Schwert führt die Entscheidung wie zwischen Persern und Skythen. In ungezügelter Begier, ja Roheit befiehlt man sich. Wo nur die Eris gehört wird, da ist für die Charis kein Raum.

11. Wo die Frauen walten, schwindet alles Rohe, herrscht das Recht der Sitte, dem sie in sanfter Weise Geltung zu verschaffen wissen; in ihrer Nähe schweigt der Streit, durch ihr anmutendes, sittigendes Wesen werden am leichtesten geeint, die sich durch Einseitigkeit der Anschauung oder durch Gegensätze widerstreben, feindlich entgegenstehen und ausschliessen.

12. Der Mann will nur als rein geistiges Wesen ohne Rücksicht auf das Menschliche handeln. Das Sinnlich-Natürliche soll ohne Einfluss auf ihn sein, nur im Übersinnlichen will er weilen.

13. Die Frau folgt ihrem Gefühle und kommt so still und viel gewisser zu dem ihr gestellten Ziele. Sie strebt die sinnlich-natürliche Seite ihres Wesens mit der geistigen in vollendete Harmonie, wie sie im Schönen vorhanden ist, zu bringen, während der Mann jene durch völlige Nichtbeachtung zum Schweigen bringen will.

14. Der Mann will nur dem Gebot der Vernunft (Pflicht) folgen, zur Ruhe und zum Siege gelangt er aber dadurch nicht, da sich sein Gefühl (sinnlich-menschliche Seite) immer wieder geltend macht und den Sieg in Frage stellt, so dass immer neue Kämpfe erforderlich sind und derselbe nur durch diese behalten werden kann.

15. In der Seele der Frau herrscht Friede. Sie verfolgt die ihr gewiesene Bahn wie mit Notwendigkeit (die in der Aussenwelt herrscht), und unter dieser heiligen Macht (des Instinkts) werden Sinne wie Herz am treuesten und sichersten bewahrt, während Eigenmacht und sich selbst bestimmen wollen sehr unzuverlässige Wächter der Tugend sind.

16. Den Schutz natürlicher Unschuld verliert der Mann und erstrebt das Ideal seiner Vernunft (Kopfes) unter ewigem Kampf, bei dem sein Herz sich nie befriedigt fühlen kann. Indem so beide Seiten seines Wesens, die sinnliche (Glück, „Sinnenglück, Glückseligkeit“) und vernünftige (Recht, „Seelenfrieden, Vollkommenheit“) mit einander streiten, gelangt er nie zur reinen Freude, die nur in der Vereinigung beider, im Schönen und dessen Genuss möglich ist.

17. Die Frau ist kindlich unschuldig geblieben, und indem sich in ihr die Sinne durch den Geist geläutert haben, das richtige Verhältnis zwischen beiden (Neigung zur Pflicht) vorhanden ist, zeigt die Frau in dieser Verklärung uns den Menschen in seiner Vollendung (das wahre Ideal), wie er ursprünglich war und wieder werden soll, Kind und Engel (reiner Geist) zugleich.

Es ist noch nicht darauf hingewiesen worden, dass gleiche Gedanken wie in unserem Gedicht auch bei Kant vorkommen, vielleicht sogar Anregungen dazu sind, in den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, III. Teil.¹⁾ „Ihre (der Frauen) Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. . . Gefühl für Schildereien (d. i. Gemälde) von Ausdruck und für Tonkunst . . . insofern sie . . . Empfindung äussert, alles dies verfeinert oder erhebt den Geschmack dieses Geschlechts und hat jederzeit einige Verknüpfung mit sittlichen Regungen. . . . Die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend. Die des männlichen Geschlechts soll eine edle Tugend sein. Sie werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es hässlich ist, und tugendhafte Handlungen bedeuten bei ihnen solche, die sittlich schön sind. Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit. . . . Die Vorsehung hat in ihren Busen gütige und wohlwollende Empfindungen, ein feines Gefühl für Anständigkeit und eine gefällige Seele gegeben. . . Selbst viele von ihren Schwachheiten sind, so zu reden, schöne Fehler. Beleidigung oder Unglück bewegen ihre zarte Seele zur Wehmut. Der Mann muss niemals andere als grossmütige Thränen weinen. Die, so er in Schmerzen oder über Glücksumstände vergiesst, machen ihn verächtlich.“!!? — Zu erinnern ist auch an Herder. Haym hat im zweiten Bande seiner Biographie, S. 326, bemerkt, wie Schiller im Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung nur weiter entwickelt und angewandt hat, was in Herders „Nemesis“ zuerst ausgesprochen war. Eine Stelle des Aufsatzes passt auch zu unserem Gedichte. Wie Schiller das Wesen des Mannes hier bestimmt, wird es dort als das unsrige im Gegensatz zu dem masshaltenden Geiste der Griechen geschildert: „Es scheint, dass wir diesen sanften Umriss eines menschlichen Daseins ziemlich aus den Augen verloren haben, indem wir, statt dieser Schranken (unserer Natur und Kräfte), so gern das Unendliche im Sinn haben und glauben, dass die Vorsehung immer nur dazu mit uns beschäftigt sein müsse, um uns aus unsern Grenzen zu rücken, unsere Schranken unendlich zu erweitern und uns die Ewigkeit in der Zeit, d. i. den Ocean in der Nusschale, zu geniessen zu geben. Unsere Metaphysik und Wortphilosophie, unser Jagen nach Kenntnissen und Gefühlen, die über die menschliche Natur hinaus sind, kennt keine Schranken, und so sinken wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt haben, im Alter wie Asche zusammen, ohne Form des Geistes und Herzens, vielmehr also ohne jene schönere Form der Menschheit (Str. 9!), die wir doch erreichen konnten.“

Im übrigen muss ich mich in der Erklärung auf Anführung der schönsten Parallelen beschränken.

Zu Str. 1.

Gross ist's, der Tugend nachzustreben.
Die Frau dient ihr im stillen Leben
Und in der Liebe sanftem Schoss.
Doch in des Mannes Thaten malen
Sich prangend ihre tausend Strahlen,
Da macht sie Städt' und Länder gross.

1) II, S. 254 f. ed. Hartenstein. Ausser Obigem und dem schon S. 9 Angegebenen findet sich dort noch eine Parallele zu Schiller (XV 464 f.): Die Schamhaftigkeit, ein Geheimnis der Natur, ist als ein Supplement der Grundsätze höchst nötig; denn es giebt keinen Fall, da die Neigung so leicht zum Sophisten wird, gefällige Grundsätze zu erklügeln, als hier.

So übersetzt Schiller Euripides Iphigenie in Aulis im Chor am Schlusse des zweiten Aktes v. 670 ff. (v. 570 ed. Herm.):

*Μέγα τι θηροῦεν ἀρετάν,
γυναῖξί μὲν κατὰ Κύπριον
κρυπτάν, ἐν ἀνδράσι δ' αὖ
κόσμος ἐνὼν ὁ μυριοπλη-
θῆς μείζω πόλιν αὔξει.*

Donner:

Nach der Tugend ringen ist gross,
Die still in Liebe das Weib übt;
Doch hoher männlicher Sinn,
Strahlend in tausendfältiger That,
Mehrt die Grösse des Volkes. —

Zum Ganzen ist ferner die Schilderung der goldenen Zeit in Goethes Tasso II, 1 v. 231—299 zu vergleichen, insbesondere die Worte der Prinzessin:

Ihr strebt nach fernen Gütern,
Und Euer Streben muss gewaltsam sein.
Ihr wagt es für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchten
Und wünschen, dass es uns beständig bliebe.

— — — — —
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüssten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann,

— — — — —
Dann wär uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann unsre goldne Zeit.

Geibel, Julian, Werke II S. 238 f.:

Viel Weisheit wohnt beim weiblichen Geschlechte,
Dafern der Ahnung Stimm' aus seiner Brust
Nicht weggebildet ward. Wo Tag und Nächte
Der Mann oft Gründe wägt für Scheu und Lust,
Da trifft beim ersten Blick die Frau das Rechte,
Sie trifft's und ist sich keines Grunds bewusst;
Der Mann fragt Bücher, Freunde, Welterfahrung,
Das Weib vernimmt des Herzens Offenbarung.

Drum geh' zu Frau'n, willst du Entscheidung haben
Auf irrem Pfad, bei schwankendem Geschick;
Und bist Du Künstler, breite deine Gaben
Am liebsten aus vor ihrem heitern Blick,
Und wohl dir, mögen sie sich dran erlaben! u. s. w.

Gegensatz: in Goethes Iphigenie wird des Mannes Geschick vor dem des Weibes gepriesen I, 1. v. 24—32; V, 6. v. 2066—2075. Indes vergl. ebenda II 1. g. E. v. 786 bis 793. V, 3 v. 1874—1915. V, 6 v. 2142—45.

Str. 2, v. 1. Aus der Wahrheit Schranken. Vergleiche: Der Genius v. 24 ff. und 39 ff.

Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust . . .

Die vier Weltalter, Str. 11 u. 12:

Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.
Drum soll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten;
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.

Goethe III 166:

Alle Tag' und alle Nächte
Preis' ich so des Menschen Los,
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und gross.

Str. 2, v. 4. f. Goethe, Faust, Prolog im Himmel, v. 60 ff.:

Ihn (Faust, den Knecht des Herrn) treibt die Gärung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewusst:
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Str. 2, v. 5, Braut von Messina, IV 9, v. 2724:

Aufblicken muss ich freudig zu den Frohen
Und in den Äther greifen über mir.

Str. 2, v. 6. Der Jüngling am Bache, Str. 3: Und das Herz bleibt ungestillt.

Goethe III, 51: Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten.

Str. 3, v. 2 u. 5. An Demoiselle Slevoigt, v. 24 ff.:

Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmut unverwelkte Blüte,
Die mit der holden Scham sich paart,
Die gleich dem heitern Sonnenbilde
In alle Herzen Wonne lacht,
Es ist der sanfte Blick der Milde
Und Würde, die sich selbst bewacht.

Letzteres auch zu Str. 15 v. 5: Die der Wille nur treulos bewacht.

Str. 3 v. 2—6: Die Macht des Gesanges Str. 5:

So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwärmen.

Str. 4 v. 1. Das Lied von der Glocke Str. 8.

Don Carlos (1. Bearb.), II, 3 v. 1578 ff (V, 1 S. 76 der histor.-krit. Ausgabe):

Geben sie

Mir zu zerstören, Vater — heftig braust's
In meinen Adern — dreiundzwanzig Jahre,
Und König Philipps Sohn, und nichts gebaut
Und nichts zertrümmert unter diesem Monde.
Ich bin erwacht, ich fühle mich — allmächtig
Regt sich's in mir, wie Lebensglut im Lenz
Durch alle Röhren dringt und alle Pulse
Der toten Schöpfung munter macht.

Str. 4 v. 4. Goethe Faust I v. 1405: Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

Str. 5. Selbst die himmlische Kunst, was kann sie dem Weibe bieten, das diese nicht, sich unbewusst, in stiller Thätigkeit, in stiller Übung ihres hohen heiligen Berufs in liebender Brust fände? u. s. w. Schiller bei Karoline von Wolzogen, Schillers Leben S. 330.

Wilhelm Tell III, 2 Rudenz:

Da seh ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geschäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen
Und, wie der Frühling seine Blumen streut,
Mit schöner Anmut mir das Leben schmücken
Und alles rings beleben und beglücken.

Str. 5 v. 2. Des Augenblicks Blume. Cassandra Str. 9:

Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben.

Goethe Elegie v. 91—106:

Es ist, als wenn sie sagte: „Stund um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Gestrige liess uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wissen ist's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend scheute,
Die Sonne sank und sah noch, was mich freute.
Drum thu' wie ich und schaue, froh verständig,
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln sei's, zur Freude, sei's dem Lieben;
Nur wo du bist, sei alles, immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich.“
Du hast gut reden, dacht' ich, zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunst des Augenblickes,
Und jeder fühlt an deiner holden Seite
Sich Augenblicks den Günstling des Geschickes . . .

Sprüche in Prosa 588. „Wer thätig sein will und muss, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, und so kommt er ohne Weitläufigkeit hindurch. Das ist der Vorteil der Frauen, wenn sie ihn verstehen.“ Dazu Spruch 553: „Der lebendig begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden.“ —

Brief an Karl August 1. X. 1788: „Gebe uns der Himmel den Sinn, uns ans Nächste zu halten.“ Vergl. Str. (6. v. 8): Nur das Nahe kennt er nie. Aus Tasso oben: „ein einzig nah beschränktes Gut.“ Str. (6). Tasso bei Goethe ist das lebendigste und schönste Beispiel zu dieser Strophe. Insbesondere I, 2 v. 306—322 und II, 1. Gedanken ohne Mass und Ordnung regen sich in meiner Seele. . . . Ich fühle mehr als je mich doppelt, mit mir selbst aufs neu' in streitender Verwirrung u. s. w. IV, 5. V, 5.

Str. 6 und 7 (8 und 9) Maria Stuart II, 5 v. 584 ff.:

Das eine Höchste, was das Leben schmückt,
Wenn sich ein Herz, entzückend und entzückt,
Dem Herzen schenkt in süßem Selbstvergessen,
Die Frauenkrone hast du nie besessen,
Nie hast du liebend einen Maun beglückt!

Don Carlos II, 2 v. 1114 ff.:

Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Dass unsre Freude fremde Wangen rötet,
Dass unsre Angst in fremdem Busen zittert,
Dass unsre Leiden fremde Augen wässern!

Und II, 3 v. 1455 ff. (1. Barb.), später II, 2 v. 1079—1083:

Die ewige
Beglaubigung der Menschheit sind ja Thränen,
Sein Aug' ist trocken, ihn gebar kein Weib:
Was Wollust aus der Marter presst, was selbst
Den Kummer neidenswürdig macht, den Menschen
Noch einmal an den Himmel knüpft, und Engel
Zur Sterblichkeit herniederlocken könnte,
Des Weinens süße Freude kennt er nicht.

Soph. Aias 580: *κάρα τοι φιλοίκειστον γυνή*, „Allzugern nur weint ein Weib.“

Auch an die Scene zwischen Antigone und Ismene, Ant. 536 ff., denke man, insbesondere an Ismenes Worte:

*ἀλλ' ἐν κακοῖς τοῖς σοῖαν οὐκ αἰσχρόνομαι
ξέμπλον ἐναντὶν τοῦ πάθους ποιουμένη.*

Goethe, an Lottchen I, 50:

Wer kennt unser Herz?
Ach, es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur
Und vertrauend zweifach nur geniessen
Alles Leid und Freude der Natur.

Str. 6 (8) v. 8. Goethe Iphigenie II, 1 g. E. Wird aus Gewohnheit hart und fast unkenntlich.

Str. 8 u. 9 (10 u. 11). Das Ideal und das Leben Str. 6 (9).

Wenn es gilt zu herrschen und zu schirmen,
Männer gegen Männer stürmen u. s. w.

Str. 8 (10) v. 3. Der Antritt des neuen Jahrhunderts Str. 4:

Und wie Brennus in der rohen Zeit
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Str. 8 (10) v. 8. Charis. Pind. Ol. 1, 30: *Χάρις, ἅπερ ἅπαντα τεύχει τὰ μείλιχα θνατοῖς.* Ch., welche das alles schafft, was die Menschen bezaubert. Pind. Ol. VI, 125:

*μῶμος ἐξ ἄλλων κρίματα φθονούντων
τοῖς, οἳ ποτε πρότοις περὶ δωδέκατον δρόμον
ἐλαυνόντεσσι αἰδοία Χάρις ἐνλίβη μοσχάν.*
„Tadel schwebt vom Munde der Neider vor andern
Dem überm Haupt, wer, weil er zuerst mit dem zwölften Lauf
Das Ziel umkreist, die anmutsvolle Charis
Umgiesst mit dem Glanze des Ruhmes.“

Aus letzterer Stelle erklärt sich zugleich am besten das Glück v. 8: Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.

Str. 9 (11) v. 2: Scepter der Sitte. Goethe Tasso II, 1 v. 265 ff:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edeln Frauen an!
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Dass alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie.
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts;
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.
Tasso: Du nennst uns unbändig, roh, gefühllos?
Prinzessin: Nicht das! allein u. s. w. S. oben S. 24.

Str. (12) Faust I v. 156:

Der Du die weite Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir!
Geist: Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!
Faust: Nicht dir? Wem denn? Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

Str. (12 v. 5 f.) Das Geleite leise warnender Natur. Gegensatz: Der Pflichten knechtisches Geleite. Die Künstler Str. 7 v. 6.

Str. (15 v. 3). Der Notwendigkeit heilige Macht. Der Genius v. 21 ff: Da . . .
Noch der Notwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt u. s. w.

Und: Das weibliche Ideal. An Amanda:

Überall weicht das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten
Weicht dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt — (vergl. Strophe 7)
Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn ewig notwendig
Weisst du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr.
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur eines
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.



Str. 8 (10) v. 8. Ch.
ἄπαντα. Ch., welche das alles
μῶμος ἐξ ἄλλοις
τοῖς, οἷς ποτε
ἐλαυνόντισαν
 „Tadel schw
 Dem überm
 Das Ziel un
 Umgiesst m

Aus letzterer Stelle e
 bestand, hat er die Charis erla
 Str. 9 (11) v. 2: Sc
 Willst du
 So frage
 Denn ih
 Dass a
 Die Schi
 Das zart
 Wo Sitt
 Und wo
 Und wir
 Nach F
 Tasso:
 Prinzess

Str. (12) Faust I v.
 Der
 Gesch
 Geist: Du g
 Nicht
 Faust: Nich

Str. (12 v. 5 f.) Da
 knechtisches Geleite. Die Ki
 Str. (15 v. 3). Der
 Noch d
 Auch d

Und: Das weibliche
 Überall weich
 Weichet dem
 Was das Höc
 Wie sie von
 Dünke der M
 Weisst du vo
 Was du auch
 Auch dein za

ἄπαντα τέγχει τὰ μέλιχα
 Pind. Ol. VI, 125:

ften Lauf

tick v. 8: Eh' er die Mühe

v. 265 ff:

at.

s;

Sitte.

24.

r!

tttheit!

r. Gegensatz: Der Pflichten

Der Genius v. 21 ff: Da ...
 e, gleiche,
 regt u. s. w.

chsten

e Mann.

rheit,

(vergl. Strophe 7)

notwendig

ar.

ewig nur eines

lbst.

